

Feuilleton

Durchs Brennglas geschaut

Antje Weithaas gehört zu den führenden Geigerinnen und ist dennoch dem breiten Publikum kaum bekannt

VON CLEMENS HAUSTEIN

Es ist ein eigenartiges Phänomen, dass oft jene Musiker, die unter Insidern und Musikkollegen höchste Wertschätzung genießen, dem breiten Publikum jedoch wenig bekannt sind. Am vergangenen Freitag trat Anne-Sophie Mutter in Berlin auf, eine bis unter das Dach ausverkaufte Philharmonie hörte zu bei ihrer sehr professionellen Suche nach einer aktualisierten, musikalischen Identität. Am Montag dann stand Antje Weithaas im Konzerthaus auf der Bühne, im immerhin gut gefüllten kleinen Saal vor einer Gruppe von Freunden, Kollegen und Studenten, die sie begeistert feierten.

Weithaas gehört zu den führenden Geigerinnen, ohne dass sich daraus eine größere Popularität ergeben hätte. In dieser Saison feiert sie ihren 50. Geburtstag, drei Jahre jünger als Anne Sophie Mutter ist sie, von Identitätskrise dabei keine Spur. Sie fühle sich musikalisch so sicher wie nie, sagte sie kürzlich in einem Interview. Zu aktualisieren gibt es bei ihr auch nichts. Die Suche nach dem ganz persönlichen und damit ehrlichen Ausdruck, das Erforschen von Extremen ohne Furcht vor Unschönheiten – gemeinsam mit dem recht ähnlich veranlagten Christian Tetzlaff hat Weithaas damit eine ganze Generation von jungen Geigerinnen und Geigern beeinflusst, unter anderem als Professorin an der Hanns-Eisler-Musikhochschule.

Seit sieben Jahren ist die Geigerin außerdem künstlerische Leiterin der Camerata Bern. Gemeinsam mit diesem Ensemble trat sie bei ihrem Geburtstagskonzert am Montag auf. Gespielt wurde unter anderem die „Kreutzer-Sonate“ von Ludwig van Beethoven in einer Bearbeitung für Violine und

Streichorchester. Eine Fassung, in der gegenüber der Klavierversion die klangliche Dramatik deutlich zunimmt. Alles Konzertante, Solistische, das Beethoven der Geige in diesem weitausgreifenden Stück angedeihen lässt, wird in der Bearbeitung zugleich jedoch aufgefangen von der massiven Streicherbesetzung rundherum. Die „Kreutzer-Sonate“ wird dadurch zum Ensemblestück, das die hier fünfzehnköpfig auftretende Camerata mit wacher Energie spielt.

Antje Weithaas ist dabei Leiterin und Dialogpartnerin zugleich, was zugleich einen ihrer schönsten Züge abbildet: Dass sie sich als Solistin versteht, die zugleich gemeinschaftsstiftend wirkt. Der herzliche, nahezu anhängliche Jubel, mit dem sie von ihren Studenten und Kollegen gefeiert wird, klingt wie ein Dank dafür.

„Weithaas feiert in dieser Saison ihren 50. Geburtstag – von Identitätskrise keine Spur.“

An den nötigen Stellen vermag Weithaas jedoch mühelos hervorzutreten, was nicht nur an erheblicher Durchschlagskraft und eleganter Beweglichkeit im Ton liegt, sondern auch an ihrer Fähigkeit zu Brillanz in der Darstellung. Wie unter dem Brennglas erscheint dann alles: mit scharfen Rändern etwa das kecke wie aufmüpfte erste Thema des ersten Satzes, nicht weniger feingezeichnet das melancholische Zweite, das bei Antje Weithaas dadurch eine helle, heitere Anmutung bekommt.

Ein neues Werk des Schweizer Komponisten Cyrill Schürch ging dem voraus, „Diagonale“, dessen langsame Sätze an Uppigkeit und Verlorenheit in der Musik von Aaron Copland erinnern. Modest Petrowitsch Mussorgskis „Bilder einer Ausstellung“ für Streichorchester bearbeitet wurde unter anderem die „Kreutzer-Sonate“ von Ludwig van Beethoven in einer Bearbeitung für Violine und

Die Biografie, die Christa Wolf nie geschrieben hat: 500 Briefe der Autorin nach 1945 erscheinen in einem Band

VON CHRISTIAN EGER

Dreißig Jahre alt ist Christa Wolf, als sie 1952 dem SED-Zentralorgan „Neues Deutschland“ ihre Dienste als Literaturkritikerin anbietet. Nicht nur der Zeitung sendet die Leipziger Germanistikstudentin ihre erste Buchbesprechung zu, sondern auch dem Schriftsteller, dem ihre scharfen Urteile gelten. Punkt für Punkt legt sie dem 20 Jahre älteren Emil Rudolf Greulich dar, was an seiner Art von Unterhaltungsliteratur „schlecht“ sei und was zu „verschwinden“ hätte. Greulich beklagt sich über die „apodiktische“ Ansprache. Man versteht ihn sofort.

Es ist ein landläufiger Irrtum, Christa Wolf ein poetisch verblasenes oder vergrübeltes Naturell zu unterstellen. Die 2011 im Alter von 82 Jahren gestorbene Autorin vorzugsweise trauriger Bücher war selbst kein Kind von Traurigkeit. Eine zwingende weltanschauliche Entscheidung gehörte zu ihr bis zuletzt. Vielleicht als eine Art von Übersprungs-Schärfe, als Bescheidwisselei, wie sie auch eigentlich scheue Menschen zeigen.

Proben der Ruppigkeit

Der jetzt veröffentlichte monumentale Briefband bietet eine Vielzahl von Proben der Wolfschen Ruppigkeit. Herausgegeben von der nicht verwandten Archivarin Sabine Wolf, versammelt das Buch 500 von der Autorin verfasste Briefe aus 60 Jahren. Ein Briefbergwerk: „Post, Post, Post“, stoßseufzt Christa Wolf im März 1990. Jedes Schreiben wird beantwortet. Das erledigt die Autorin, die mit der „Moskauer Novelle“ (1961) debütierte und nach „Kassandra“ (1983) als literaturnobelpreiswürdig galt, mit geschäftsmäßiger Logistik.

Wolf betreibt den Brief- und Kummerkasten einer von ihr erträumten „besseren“ DDR. Sie setzt sich für inhaftierte Kollegen ein, spendet für Bedürftige, kritisiert die SED-Spitze. Sie zeigt einen ausgeprägten Sinn für Gemeinschaft, weniger für Gesellschaft, was ihr nach 1989 schmerzhaft Desillusionierungen beschert. Klare Ansagen liefert die erklärte Sozialistin gerne, wenn auch mehr klar im Ton als in der Sache.

Es ist eine lange, aber selten langweilige Lektüre, die unter der Hand in drei Teile zerfällt: Da sind die historisch schon entrückten 50er- und 60er-Jahre, die romantische Resignation nach der Biermann-Ausbürgerung 1976, gegen die Wolf protestiert hatte, schließlich die Nach-DDR-Jahre, in denen es für die vom Sockel gerissene Autorin zugeht wie auf hoher See. Keinesfalls ist die Literatur in den Briefen die Hauptsache, sondern das politische Handgemenge dahinter. Es fällt auf, dass Wolf von sich aus kaum Kontakt zu Autoren sucht. Sie ist ihre eigene Agentur.

Wolfs literarischer Geburtshelfer ist der von Prag nach Weimar übersiedelte böhmisch-jüdische Dichter Louis Fünberg, der mehr zu bieten hat als den Refrain „Die Partei hat immer Recht“. Ihm teilt Christa Wolf 1955 mit: „Ich jedenfalls breche auf

Geknickte Lebenslinie



DPA/RAINER JENSEN

Nie stellt Christa Wolf die DDR grundsätzlich infrage.

EINE GROSSE SCHRIFTSTELLERIN

Christa Wolf wurde 1929 in Landsberg an der Warthe, dem heutigen Gorzów Wielkopolski geboren. Sie studierte Germanistik in Jena und Leipzig, arbeitete in Berlin als wissenschaftliche Mitarbeiterin im Deutschen Schriftstellerverband, war Redakteurin der Zeitschrift „neue deutsche literatur“ und Cheftoktorin des Verlags Neues Leben. Seit 1962 arbeitete sie als freie Schriftstellerin. 2011 starb sie in Berlin.

Die Schriftstellerin war von 1963 bis 1967 Kandidatin des Zentralkomitees der SED, schied aber nach einer kritischen Rede aus dem Gremium aus. 1974 wurde sie Mitglied der Akademie der Künste der DDR, von 1981 an auch Mitglied der gleichnamigen Akademie in West-Berlin. 1976 war sie Mitinitiatorin des Protestes gegen die Ausbürgerung von Wolf Biermann. Im Juni 1989 trat sie aus der SED aus.

Zu ihren bekanntesten Werken gehören die Romane „Der geteilte Himmel“ (1963), „Kindheitsmuster“ (1976) und „Kassandra“ (1983). 1990 veröffentlichte sie die Erzählung „Was bleibt“, die stark autobiografische Züge trägt und ihre eigene Überwachung durch das Ministerium für Staatssicherheit schildert. 1993 bekannte Christa Wolf von 1959 bis 1962 informelle Mitarbeiterin der Stasi gewesen zu sein.

zur wirklichen Literatur.“ Das heißt, hin zum Alltag, hin zum Menschen. Sie wähnt sich in einer hoffnungsfrohen „Übergangsgesellschaft“. Im Westen hingegen vertritt Böll „eigenartige Ansichten“. Die „Hundejahre“ von Grass gelten ihr als „Bürgerschreck-Literatur“, als „Monster-Roman“.

Ein Zug zum Absoluten, zur Ich-Gängelung, attestiert sich Christa Wolf selbst. Sie fragt 1967, ob sie mit ihrer Prosa die Leser davon abhalten dürfe, „Hopp-hopp-Menschen“ zu werden, also geistig eher wenig ansprechbare Zeitgenossen. Günter de Bruyn sagt der Freundin, dass sie weniger erzähle als denke. Sie denkt über das Problem ihrer Generation nach: Der habe man „zweimal die Lebenslinie geknickt“, vor und nach 1945. Da ist ihre Sucht, teilzuhaben und nicht nur beobachten zu wollen, was für Autoren unmöglich ist, zumal in der DDR. Das Erlebnis, „die Hände weggeschlagen“ zu bekommen, wiederholt sich nach 1965.

Trotzdem hält Wolf am Vorsitz der Teilhabe fest. Das führt zu vielen politischen Eiertänzen. Nach 1976 hält sie sich dafür bereit, aus der SED ausgeschlossen zu werden, aber sie selbst will diesen Schritt nicht vollziehen. Sie legt 1979 die Mitarbeit im Vorstand des DDR-Schriftstellerverbandes nieder, aber verlässt tut sie ihn nicht.

„Feiglinge und Arschkriecher“

Nie stellt Christa Wolf die DDR grundsätzlich infrage. Als das spätestens nach 1976 anstehen würde, weicht sie literarisch mit „Störfall“ und „Kassandra“ ins Globalpolitische aus. Immer schreibt sie Richtungs-, nicht Antwortliteratur, das macht ihr Schreiben vor 1989 anschlussfähig für viele, bis die Tendenz nicht mehr ausreicht – und sich Leser absetzen.

Auch in den Briefen ist Wolfs Blick auf die DDR wenig erhellend, ihr sittlicher Rigorismus formelhaft, ihr Generationenblick grenzt an Narzissmus. 1991 schreibt sie an Wolfgang Thierse, dass die „wirklich Schuldigen“ in der DDR die „Ehrgeizlinge, Feiglinge und Arschkriecher“ gewesen seien, also die dritte Garnitur. Sie schreibt an die in der DDR versteckte RAF-Terroristin Inge Viett, dass die Stasi „verantwortlich“ gewesen sei „für die Zerstörung der gesellschaftlichen Kommunikation von der Wurzel her“. Die Stasi? Nein, das war deren Führung: die Partei, deren Mitglied Wolf bis Sommer 1989 ist.

Die Brief-Edition gelingt trotz ihrer Fülle schlank und informativ. Vor allem die Briefe an Maxie und Fred Wander, an die Kopelews und an Günter de Bruyn beeindruckend. Die bilden den Kern, das Buch im Buch. Dessen Titel – „Man steht sehr bequem zwischen allen Fronten“ – zielt freilich wohlwollend an den Lebens-tatsachen der Autorin vorbei.

Im Jahr 2000 schreibt Christa Wolf an den Kritiker Jörg Magenau, dass die Zeit nicht reif sei für eine Biografie. Das war ein Trick. Dieser Briefband ist die politisch-literarische Autobiografie, die Christa Wolf nie geschrieben hat.



GIORGIO ABERTAZZI

Antje Weithaas wurde in Berlin von Kollegen und Studenten gefeiert.



DIE BÜHNEN-BEILAGE

Für Dezember
am Freitag, 25.11.2016

Der Spielplan

Termine · Highlights · Hintergrund-Infos für Sie kompakt zusammengestellt.

Berliner Zeitung

SAGT ALLES.